

Der junge Mensch steht im Mittelpunkt

unkt

**50 Jahre Institut Jugend Film Fernsehen
(JFF) – seine Arbeit wird immer
wichtiger**

Medien bestimmen unseren Alltag in allen Bereichen. Sie bieten Information und Unterhaltung, bringen aber auch Probleme mit sich, vor allem für Kinder und Jugendliche. Der gesetzliche Jugendschutz will gefährdende Inhalte von Minderjährigen fern halten, Medienpädagogik soll jungen Menschen helfen, negative Effekte der Medien zu verarbeiten und Medien kompetent zu nutzen. Das Institut Jugend Film Fernsehen (JFF) feierte im Dezember letzten Jahres seinen 50sten Geburtstag und hat in dieser Zeit erlebt, wie schnell sich die Technik, die Angebote und die Medienpädagogik als Reaktion darauf verändern. tv diskurs sprach darüber mit Dr. Helga Theunert, der wissenschaftlichen Direktorin des JFF.

Vergleicht man die heutige Medienvielfalt mit der Situation in den fünfziger Jahren, so ist es doch erstaunlich, dass bereits damals ein so großes Interesse an Medienpädagogik bestand. Wie kam es vor 50 Jahren zur Gründung des Instituts Jugend Film Fernsehen?

Der Grund für das Engagement in diesem Bereich lag wohl darin, dass nach dem Krieg viele amerikanische Filmproduktionen nach Deutschland kamen, die bei Pädagogen ziemliche Besorgnis erregten. Vor allem die Western und Gangsterfilme stießen wegen ihrer gewalthaltigen Storys und Darstellungen auf Skepsis. Es mag auch Filme gegeben haben, die der damaligen prüden Sexualmoral nicht entsprachen. Hinzu kam, dass die Jugend damals gegenüber dem Kino sehr aufgeschlossen war.

Was war das Ziel der Arbeit des Instituts? Ging es um die Analyse des Problems, oder wollte man der Filmwirkung durch pädagogische Maßnahmen etwas entgegenzusetzen?

Es war von vornherein eine Besonderheit des Instituts, zunächst sachlich festzustellen, dass es Medien gibt, die Kinder und Jugendliche offensichtlich sehr interessieren. Martin Keilhacker, der Gründer des JFF, formulierte schon damals sinngemäß: „Auch wenn die Medien schlecht sind, wir müssen uns damit beschäftigen, wenn Kinder und Jugendliche sie nutzen. Wir müssen versuchen, Kindern und Jugendlichen einen ‚besseren Geschmack‘ beizubringen.“ Von Anfang an ging das Institut auch der Frage

der Medienwirkungen nach. Bereits damals hatte man erkannt, dass Wirkungen nicht einfach aus Inhaltsanalysen abzuleiten sind. Man hat sich gefragt, wie Kinder und Jugendliche auf Filme reagieren. Diesen Begriff benutze ich bewusst, denn man hat sich sehr stark konzentriert auf die kurzfristigen Reaktionen, die filmische Darstellungen hervorrufen, indem man ausdruckspsychologische Untersuchungen durchführte. Man beobachtete, wie das Kind auf bestimmte Darstellungen in bestimmten filmischen Szenen reagierte – zum Beispiel, ob es die Augen aufriss, ob es die Augen schloss, ob es schrie oder lachte, ob es Erregung oder Angst zeigte. Aus diesen mimischen oder gestischen Reaktionen wurden Rückschlüsse auf die Wirkung eines Films gezogen. Das ist natürlich aus heutiger Sicht methodisch etwas problematisch, aber wenn ich mir die damalige Zeit anschau, kann ich nur sagen: Respekt! Denn ansonsten war man in der Bundesrepublik vor allem damit beschäftigt, zu zählen, wie viele Untaten, wie viele Ehebrüche in einem Film vorkamen. Und von dieser quantitativen Analyse des Inhalts schloss man dann auf die Wirkung. Insofern war das Institut, das sich übrigens in den Anfängen noch Arbeitskreis Jugend und Film nannte, schon ein Stück weiter. Dort nahm man nicht nur den Film, sondern eben auch die Jugendlichen selbst in den Blick – und das ist eine Linie, die für uns heute noch sehr wichtig ist.

Wie ist das Institut organisiert?

Das Institut ist bereits als gemeinnütziger Verein gegründet worden. Es finanziert sich über öffentliche Zuschüsse oder Projektmittel, es gibt keine festgelegte institutionelle Förderung. Wir müssen also jedes Jahr neu um unseren Haushalt kämpfen. Die verschiedenen Finanzierungsquellen reichen von Städten und Kommunen bis zum Land oder zum Bund. Außerdem gibt es Stiftungen, Gesellschaften oder die Landesmedienanstalten, die uns im Hinblick auf konkrete Projekte finanzieren.



Was sich in den 50 Jahren Arbeit im JFF verändert hat, ist wohl die grundlegende Sichtweise über Medienwirkungen und wie man darauf pädagogisch reagieren kann. Man glaubte damals doch, dass vor allem Jugendliche Medieninhalte direkt umsetzen, sie also aus dem Film auf ihr Leben übertragen. Ziel der Pädagogik war es daher, Kinder und Jugendliche vor solchen schädlichen Produkten fern zu halten ...

Auch das Institut bewegte sich anfangs ganz in dieser bewahrpädagogischen Tradition, und die hat sich fast bis Ende der sechziger Jahre gehalten. Es hat damals damit angefangen, mit Filmen in die Kinos zu gehen, die für Kinder und Jugendliche geeignet waren, es wurden preisgünstig Filme vorgeführt, die aus pädagogischer Sicht wertvoll waren. Auch gab es landesweit Jugendfilmberater des Instituts, die solche Vorführungen an Schulen organisiert haben. Auf diese Weise wollte man erreichen, dass Kinder zur Qualität, zum guten Geschmack erzogen werden. Das hat damals Proteste seitens der Filmfirmen eingebracht. Gearbeitet wurde so bis Mitte der sechziger Jahre, bis sich auch in den Medien etwas änderte: Das Fernsehen wurde zum dominierenden audiovisuellen Medium und verdrängte den Film immer mehr. Deshalb war das Anspielen gegen den schlechten Film allein nicht mehr sinnvoll, das Institut musste sich mit dem neuen Medium Fernsehen auseinandersetzen.

Wie würden Sie aus heutiger Sicht das damalige Vorgehen beurteilen: Kann so etwas funktionieren?

Zum Teil kann das sicherlich funktionieren, aber es ist nicht ausreichend. Wir haben heute eine ganz andere Mediensituation: Die Hoffnung, dass sich Jugendliche durch qualitativ gute, pädagogisch und ethisch wertvolle Filme von schlechten Unterhaltungsfilmen abwenden und sich zum künstlerisch hochwertigen und gesellschaftlich wertvollen Film erziehen lassen, ist in der heutigen Medienlandschaft nicht mehr realistisch. Im Gegensatz zu heute war das Kino damals ein recht überschaubarer Ort, man konnte noch einigermaßen den Überblick behalten. Wenn ich heute den Kino- und den Videosektor sowie Fernsehen und Internet zusammen nehme, so reicht es sicherlich nicht mehr aus, den guten Geschmack ausbilden zu wollen. Aber nach wie vor hat auch das in der Medienpädagogik eine Bedeutung.

Ende der sechziger Jahre änderte sich die Haltung der Pädagogik zu den Medien grundsätzlich: Es gab eine Abkehr von der Bewahrpädagogik, die Prüderie der fünfziger Jahre war verpönt. In der Pädagogik setzte man nun auf Emanzipation und Konfrontation, nicht mehr auf Jugendschutz. Wie hat sich das auf das Institut ausgewirkt?

Das Institut hat immer schon neben der konkreten medienpädagogischen Arbeit auch Forschungsaufgaben durchgeführt, und in beiden Bereichen mussten wir uns natürlich mit dieser neuen Entwicklung auseinandersetzen. In der Forschung steht seither mehr das Subjekt im Vordergrund, also der Mensch, der Medien rezipiert oder aktiv nutzt. Die erste Studie, die diese neue Entwicklung konkret berücksichtigte, wurde ab 1978 durchgeführt und untersuchte die Gewaltwahrnehmung von Jugendlichen. Da wurde zum ersten Mal von einem Gewaltverständnis der Jugendlichen ausgegangen und damit auch ein anderer Ansatzpunkt für pädagogische Maßnahmen gewählt. Das war etwas Neues, denn bis dahin stand eigentlich immer das Medium bzw. das, was

dieses Medium an Gewalt darstellte, im Vordergrund von Untersuchungen. Die Wahrnehmung des Zuschauers und sein Verständnis von Gewalt blieben unberücksichtigt. Wir betrachteten die Medienwirkung nun aus der Perspektive des Rezipienten. Aber auch in der praktischen Medienpädagogik zeichnete sich ein Wechsel ab, Begriffe wie authentische Erfahrung und kommunikative Kompetenz stammen aus dieser Zeit. Praktisch hieß das, dass man Kinder und Jugendliche dazu befähigen wollte, Medien aktiv, eigenständig zu nutzen, um sich selbst medial auszudrücken, sich mitzuteilen. Man wollte das Veröffentlichungsinstrument „Medien“ aus der Hand von wenigen in die Hand von vielen legen. Subjektorientierung war unter anderem auch das Ziel von aktiver Medienarbeit. Bereits Anfang der siebziger Jahre hat das Institut Jugendliche angeregt und unterstützt, eigene Filme zu drehen. Das wurde zum Teil im Super-8-Format begonnen, später gab es dann die ersten Videorekorder, die man nur zu zweit oder zu dritt tragen konnte. In dieser Zeit ging es darum, den aktiven Menschen auszubilden, der die Medien nicht nur rezipiert, sondern sie aktiv für sich nutzt, auch um sich politisch und gesellschaftlich zu engagieren.



Stand dahinter nicht auch die Überlegung, dass jemand, der weiß, wie Medien funktionieren, weil er schon einmal einen Film gemacht hat, sich nicht so leicht von Medieninhalten beeinflussen lässt?

Ja, weil er so besser durchschauen kann, was die Medien ihm anbieten. Es gab die Auffassung, dass Jugendliche, wenn sie wissen, wie Fernsehen gemacht wird, immun gegen die Inhaltsvermittlungen sind, aber das gilt nur bedingt, denn: Die Vorlieben ändern sich nicht zwangsläufig. Was sich ändert, ist die Erklärungskompetenz. Man weiß als Zuschauer, welche Tricks eingesetzt werden, wie, beispielsweise im Bereich der Nachrichten, Wirklichkeit reduziert wird. Und das ist sicherlich ein Ansatz, der auch heute noch Gültigkeit hat. Wahrscheinlich wird dieser Ansatz immer wichtiger werden, da es in Zukunft durch die Technik der digitalen Bildbearbeitung noch schwieriger sein wird, festzustellen, was Medien an tatsächlicher Wirklichkeit und was sie an erfundener „Wirklichkeit“ vermitteln.



Später, in den siebziger Jahren, gab es den pädagogischen Ansatz der kritischen Kompetenz. Der stellte gar nicht mehr die Beschäftigung mit den Medien und deren Inhalten in den Mittelpunkt, sondern ging davon aus, dass man Kinder und Jugendliche in puncto Medienumgang möglichst gut informieren und ausbilden sollte, damit sie den Medieninhalten nicht hilflos ausgeliefert wären, sondern ihnen kritisch und kompetent begegnen könnten.

Die Arbeitsweise des Instituts wandelte sich in den siebziger Jahren sehr stark, was auch innerhalb des Instituts begleitet war von kontroversen inhaltlichen Diskussionen über Ziele der Forschung und der Medienpädagogik. Den Ansatz der kritischen Kompetenz halten wir auch heute noch zum Teil für sinnvoll und notwendig. Jugendliche lernen, Medien zu durchschauen, sie sollen wissen, welche Interessen hinter Medien stehen. Aber dieser ideologiekritische Ansatz birgt aus unserer Sicht auch Probleme in sich, steht dahinter doch eine sehr starke Skepsis gegenüber den Medien, teilweise sogar eine Ablehnung. Ich bezweifle, dass diese Haltung in einer Gesellschaft wie unserer, in der Medien eine derartig hohe Wertigkeit besitzen, Sinn macht. Der Ansatz geht vielmehr meiner Meinung nach an der Lebensrealität von Kindern und Jugendlichen vorbei. Ich formuliere heute am liebsten den Begriff der kommunikativen Kompetenz als Ziel der Medienpädagogik. Dabei gehen wir davon aus, dass Kinder und Jugendliche Medien benutzen, und zwar zu den Zwecken, die sie selbst wollen. Sie können Medien kritisieren und sie dennoch für ihre Zwecke, ihre Ziele nutzen und verwenden. Medien lassen sich darüber hinaus auch einfach nur genießen – das gehört ebenfalls zur kommunikativen Kompetenz.



In den letzten Jahren hat sich in der Öffentlichkeit der Begriff Medienkompetenz verbreitet. Allerdings wird darunter sehr Unterschiedliches verstanden, das reicht von der Vermittlung technischer Kompetenzen bis hin zu ethischer Reflexion. Wie gehen Sie mit diesem Begriff um?

Für mich ist die Medienkompetenz nichts weiter als ein Bereich der kommunikativen Kompetenz. Der Grund, warum man die Medienkompetenz aus der kommunikativen Kompetenz herausgelöst hat, liegt wahrscheinlich in dem, was Sie bereits angesprochen haben: Der Begriff ist beliebig füllbar; er ist sowohl technisch als auch inhaltlich, genauso wie emanzipatorisch und affirmativ zu fassen. Für mich ist die Medienkompetenz dann ein akzeptabler Begriff, wenn er bei der Emanzipation der Subjekte bleibt, wenn er also darauf ausgerichtet ist, dass der heranwachsende Rezipient sich die Medien aneignet, dass er mit ihnen umgehen kann und dass er sich den Medien nicht unterordnet. Er muss lernen, sich von den Medien nicht dominieren zu lassen. Und das geht eben nicht nur mit einer Technikkompetenz, sondern nötig ist die



Fähigkeit, zu analysieren und die Interessen zu erkennen und zu durchschauen, die hinter den Medien stehen. Wichtig ist außerdem zu wissen, dass Medien eine gesellschaftliche und politische Funktion haben. Schlussendlich ergibt sich daraus im besten Falle die Erkenntnis, welche Rolle man selbst in diesem ganzen Geflecht spielen kann. Wenn man den Begriff so füllt, kann ich ihn akzeptieren. Ziel dieser ganzen Arbeit ist, dass es dem Menschen mit den Medien gut geht und nicht nur den Medien mit dem Menschen.

Die Medien gewinnen in der heutigen Gesellschaft immer mehr an Bedeutung, Medienpädagogik spielt in der öffentlichen Diskussion meist dann eine Rolle, wenn neue technische Möglichkeiten gesellschaftlich durchgesetzt werden sollen. Führt nicht die Medienpädagogik angesichts der Dominanz der Medien in unserer Gesellschaft ein Schattendasein?

Das kann man schon an unserem Etat ablesen. Der müsste eigentlich um ein Vielfaches höher sein, wenn die Disziplin der Medienpädagogik die Wertigkeit hätte, die Politiker ihr zuweilen verbal zuschreiben.

Schaut man sich nur die neuen Medien an: Fast alles, was an Geld fließt, geht in die Technikentwicklung. Nur ein geringer Teil des Geldes fließt in Projekte, in denen Heranwachsende die Möglichkeit haben, sich für den Umgang mit neuen Medien Räume zu schaffen, sie auszuprobieren. Die Frage, wie Kinder und Jugendliche von der gegenwärtigen Medienentwicklung profitieren können, kommt in der Politik nur als Arbeitsplatzargument vor. Es wird behauptet, dass Kinder und Jugendliche die neuen Medien nutzen müssen, um sich Qualifikationen für die spätere Berufstätigkeit anzueignen. Das ist ja in Ordnung, aber was ist mit dem arbeitsfreien Teil des Lebens, in dem die Medien ja auch eine Rolle spielen und keine kleine. Es ist richtig, dass Medienpädagogik immer zyklisch Konjunktur hatte, zum einen dann, wenn es technische Entwicklungen durchzusetzen galt und dazu eine Legitimation gesucht wurde – ich erinnere zum Beispiel an die Kabelpilotprojekte. Zum anderen wird Medienpädagogik gern in den Momenten bemüht, in denen die Gesellschaft mit den Medieninhalten Schwierigkeiten verknüpft, wenn zum Beispiel befürchtet wird, dass Medieninhalte ein Grund für steigende Kriminalität sein könnten. Das geschieht ja gern und immer wieder, obwohl nichts in Bezug auf derartige Zusammenhänge bewiesen ist. Als Anfang der achtziger Jahre die Horrorvideos auf den Markt kamen, gab es allseits breite Empörung. Da wurde dann auch der Ruf nach Medienpädagogik laut, die sollte mit den Folgen solcher Videos sozusagen aufräumen. Vorher hatte man die Medienpädagogik allerdings nicht gefragt, ob Videos dieser Art überhaupt auf den Markt sollten. Das ist genau das Problem: Das Verbreiten von Medien und deren Inhalten wird auf einer ganz anderen Ebene entschieden. Auch da, wo es um gesellschaftliche Entscheidungen im Medienbereich geht, hat die Medienpädagogik leider keine Stimme. Und auch da, wo es um Medienfunktion geht, ist Medienpädagogik nicht vertreten. Trotzdem soll sie hinterher immer ausbügeln, was die Medien angerichtet haben.

Lassen Sie uns jetzt einmal ein Szenario vorstellen: Nehmen wir an, die Politik würde ein seriöses Herz für die Medienpädagogik entdecken und entsprechend Geld zur Verfügung stellen. Was wäre Ihrer Meinung nach besonders wichtig? Wäre es beispielsweise sinnvoll, Medienpädagogik als Schulfach einzuführen, wie es in Sachsen geplant war?

Ein Schulfach Medienpädagogik wäre sicher nicht der Weisheit letzter Schluss. Medien sind ein Bestandteil des täglichen Lebens, ob in der Schule, beruflich oder privat. Wie sollte man denn Medienverhalten abprüfen und benoten? Wir sollten uns auch nicht nur auf die Schule beschränken, denn für Medienerziehung ist der Gesamtbereich der Erziehung, der Bildung und der Ausbildung relevant. Die Medienpädagogik müsste ein in all' diesen Bereichen integriertes System sein, nur das würde der Wertigkeit von Medien tatsächlich entgegenkommen. In vielen Schulen ist noch heute die Zeitungsanalyse das einzige medienpädagogische Projekt. Aber es gibt kaum etwas zum Fernsehen, kaum etwas zum Videokonsum oder zu Computerspielen, das ist zu trivial. Der realen Medienvielfalt wird heute im Bildungssystem überhaupt noch nicht Rechnung getragen.

Inhaltlich müssten das Medienensemble und die -vernetzung Gegenstand der Medienpädagogik sein, und zwar vom Kindergarten an. Wenn ich sehe, wie bereits die Vorschulkinder heute mit Computern ange reizt werden, weil in diesen kleinen Menschen ein Marktpotential gesehen wird, dann ist die Arbeit schon im Kindergarten ganz wichtig. Das betrifft natürlich alle anderen Medien genauso.

Es gehört sicherlich zur Tradition in Deutschland, dass vor den Medien gewarnt wird, dass bestimmte Bereiche medialer Inhalte gegenüber Kindern und Jugendlichen abgeschottet werden. Hier kommen wir zu den Fragen des Jugendschutzes. Jugendschutz möchte bestimmte Inhalte von Kindern und Jugendlichen fern halten – das ist gut, wenn es um Extreme geht. Es hat aber keinen Sinn, dass man das, was sich Kinder im Fernsehen täglich anschauen – denken Sie beispielsweise an Daily-Soaps, an die Actionserien oder die Talkshows – einfach

als schlecht bezeichnet. Dahinter steckt doch nur die Überzeugung, dass Kinder und Jugendliche sich nicht mit solchen Sendungen und deren Inhalten beschäftigen sollten. Diese Haltung führt meiner Meinung nach nicht weiter. Wir müssen uns mit den Angeboten auseinander setzen, die tatsächlich gesehen werden. Wir müssen uns damit beschäftigen, was Kinder und Jugendliche lieben, damit wir überhaupt medienpädagogisch mit ihnen arbeiten können. Wenn ich von vornherein sage, dass das, was Kinder und Jugendliche sehen, medialer Schrott ist, dann habe ich als Pädagogin keine Chance mehr. Entwickelt werden müssen vielmehr Sensibilität und Durchhaltevermögen, sich auch mit niederen Medien und schlechten Inhalten auseinander zu setzen, sonst kann auch keine kritische Position herausgebildet werden. Und es gibt inzwischen eine Reihe von guten und real erprobten Modellen, die zeigen, wie sich Medienpädagogik in der Praxis sinnvoll umsetzen lässt.

Wir sollten uns aber nicht nur darauf beschränken, mit Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, sondern auch ihr Umfeld mit einbeziehen. Manchmal denke ich, die Medienerziehung von Eltern ist viel wichtiger als die von Kindern und Jugendlichen. Denn in der Familie werden Medienverhalten und -konsum von Kindern entwickelt: In einer Familie, in der es normal ist, dass morgens bereits die Glotze läuft und erst nachts wieder ausgeschaltet wird, hat das Kind wenige Möglichkeiten, zu erfahren, wie sich der Tag auch ohne Fernsehen gestalten lässt. In Familien, in denen nur triviale Inhalte und keine Informationssendungen gesehen werden, hat es das Kind schwer, seinen Geschmack und seine Fernsehgewohnheiten entgegen dem Verhalten der Familie zu entwickeln. Wichtig ist natürlich auch die medienpädagogische Ausbildung von allen, die im pädagogischen Umfeld arbeiten, also von Erzieherinnen bis zu Lehrerinnen und Lehrern u.s.w. Doch der politische Wille, dies alles, was angesichts der Medienflut dringend notwendig wäre, durchzusetzen, scheint derzeit leider nur in Ansätzen vorhanden zu sein.



Worin sehen Sie die Gründe für dieses zurückhaltende Engagement der Politik? Ist es allein Geldmangel, oder liegt es nicht vielleicht auch daran, dass die Medienpädagogik nicht immer in der Lage ist, ihre Ziele, ihre Methoden und ihre Erfolgchancen der Öffentlichkeit anschaulich und nachvollziehbar zu vermitteln?

Am Geld scheint es mir nicht wirklich zu liegen. Immerhin ist für andere erzieherische Bereiche, die man offenbar für bedeutsamer hält, auch Geld vorhanden. Leider haben Sie in Ihrer Vermutung Recht, dass es der Medienpädagogik nicht immer gelingt, ihre Anliegen in der Öffentlichkeit deutlich zu machen. Es ist so, dass wir nicht immer mit einer Stimme sprechen. Es gibt verschiedene Richtungen in der Medienpädagogik, darunter sind nach wie vor einige, die ich für undifferenziert halte. Ich unterstütze weder den Ansatz, nach dem die Medien nichts anderes als eine Gefahr darstellen, noch gehe ich konform mit der Behauptung, dass es mit den Medien überhaupt keine Probleme gäbe. Eine grundsätzliche Schwierigkeit betrifft die Wissenschaft insgesamt: Wie

vermittele ich meine Ergebnisse und meine Lösungsansätze so, dass jemand, der kein Akademiker ist oder ein anderes Fach studiert hat, diese nachvollziehen kann? Ich denke, hier am JFF haben wir in den letzten Jahren einiges versucht und erreicht, sei es mit unseren Publikationen, der Art und Weise, wie wir geforscht haben oder mit den Modellen, die wir im Praxisbereich durchführen. Wir versuchen jedenfalls immer, nachvollziehbar für jeden Interessierten zu bleiben, und vergessen dabei nicht, was Kindern und Jugendlichen Spaß macht.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.